

Frauenstimme

Nr. 14 * 46. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

25. Juni 1929

Lebenshaltung der weiblichen Angestellten

Der Anteil der Frauen an der Handels- und Bureauangestelltenschaft ist außerordentlich stark. Etwa ein Drittel aller Arbeitnehmer dieses Wirtschaftszweiges sind Frauen. Die Umstellung und Rationalisierung der Bureaubetriebe — Zerlegung des Arbeitsprozesses, Einführung von Buchungs- und Rechenmaschinen — drängen den männlichen Angestellten immer mehr aus den Handelsbetrieben heraus. Auch in den großen Warenhäusern macht sich die Tendenz, fast durchweg weibliches Verkaufspersonal einzustellen, immer mehr bemerkbar. Trotz der Wichtigkeit der Frauenarbeit in diesen Arbeitszweigen bekommen die Frauen auch hier erheblich weniger an Lohn als die Männer. Im Durchschnitt erhält eine Angestellte 10 bis 20 Proz. weniger als der Mann in der gleichen Lohnstufe.

Trotzdem die Angestellten heute proletarisiert sind, hält es bei ihnen sehr viel schwerer als beim Fabrikarbeiter, sie

zum Bewußtsein ihrer Klassenlage

zu bringen. Besonders die weiblichen Angestellten sind den Bestrebungen der freien Gewerkschaften sehr schwer zugänglich. Hier wirkt wohl falsche Erziehung noch viel stärker nach als beim Manne. Die Mutter, die ihre Tochter unbedingt etwas „Besseres“ werden lassen will und sie anstatt in die Fabrik ins Warenhaus oder ins Bureau gehen läßt, bewirkt schließlich, daß sich das Mädchen nun selbst als „etwas Besseres“ betrachtet und nicht etwa mit „Arbeitern“ auf eine Stufe gestellt werden will.

Daraus erklärt sich auch, daß der gelbe Verband weiblicher Handels- und Bureauangestellten eine verhältnismäßig starke Mitgliedsziffer hat, wenn er auch die Mitgliedsziffer des ZdM. nicht erreicht, und daß ein großer Teil der weiblichen Angestellten überhaupt nicht organisatorisch zu erfassen ist. Und doch ist gerade die Lage der weiblichen Angestellten nicht rosig, sie hätten alles Interesse daran, die Kampffront der freien Gewerkschaften zu stärken.

Der Verband weiblicher Handels- und Bureauangestellten (weltanschauungsmäßig ist er ungefähr dem Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband gleichzusetzen) hat jetzt im eigenen Verlag im „Jahrbuch der Frauenarbeit“ eine Statistik veröffentlicht, die sehr interessante Einblicke in die Lebenshaltung weiblicher Angestellten gestattet. 1927 wurden vom Verband Wirtschaftsbücher an einen Teil seiner Mitglieder ausgegeben, von denen 142 das ganze Jahr hindurch vorchriftsmäßig geführt worden sind. Freilich ist nur ein sehr geringer Teil der Arbeitnehmererschaft erfasst — aber immerhin lassen doch diese Zahlen eine gewisse Gesetzmäßigkeit erkennen, die Rückschlüsse auf einen größeren Kreis zulassen. Bedauerlich ist, daß fast durchweg Bücher von weiblichen Angestellten über 25 Jahre verwandt worden sind und die Angestellten mit noch geringerem Einkommen fest gar nicht in Erscheinung treten.

Was bei allen Büchern auffällt, ist der große Anteil der Ausgaben für Wohnung, Licht, Heizung am Gesamtausgabeneiat. Im Durchschnitt werden 20 Proz. des Einkommens dafür ausgegeben, Inhaberinnen einer eigenen Wohnung haben bis zu 30 Proz. und darüber angelegt. Die Ausgaben für Beköstigung sind schwankend. Diejenigen, die bei Fremden in Pension sind oder bei den Eltern leben, haben fast durchweg einen größeren Betrag für Beköstigung eingesetzt als die Alleinlebenden, das heißt, daß

die alleinlebenden Frauen den Betrag für ihre Verpflegung fast immer zugunsten anderer Ausgaben herabsetzen müssen.

Einen verhältnismäßig großen Raum nehmen auch die Ausgaben für Bekleidung ein, in denen allerdings die Ausgaben für Wäsche und Instandhalten der Kleider mit inbegriffen sind — durchschnittlich werden 10 bis 20 Proz. des Gesamteinkommens hier

für ausgegeben. Viele Buchführerinnen teilen mit, daß sie sich, um Geld zu sparen, ihre Wäsche selber waschen. Bei einigen mit sehr geringem Einkommen schrumpft die Ausgabe für Bekleidung auf ein Minimum zusammen. Man sieht hinter diesen Zahlen die abgeheulte, unterernährte Angestellte, die abends todmüde nach Hause kommt und dann noch gezwungen ist, ihre Kleidung immer wieder auszuwaschen und selber in Ordnung zu halten, um nur einigermaßen nett und ordentlich auszusehen. Ein Zustand, bei dem jeder junge Mann streiten würde, ist der Frau so zur Selbstverständlichkeit geworden, daß sie gar nicht wagt, aufzubegehren.

Sehr gering sind bei den meisten Buchführerinnen die Ausgaben für Unterhaltung, Konzerte, Theater usw. Der erste Wunsch aller dieser Frauen geht wohl nach einer einigermaßen gemütlchen Wohnung — am liebsten natürlich nach einem eigenen Heim. Alle anderen Wünsche müssen dahinter zurücktreten. Ueber eine Angestellte mit eigener Wohnung, die 25 Proz. des Einkommens verschlingt, wird folgendes berichtet:

„... ist eine ältere Angestellte, die sich mit einem nicht gerade hohen Einkommen (Netto 1836 M. im Jahr) begnügen muß, da sie bei Kündigung sonst Gefahr läuft, das Schicksal der meisten älteren Angestellten, Stellenlosigkeit, zu teilen. Sie schreibt in einem dem Buch beigelegten Brief: „Ich verrichte meine häuslichen Arbeiten selber, wasche und nähe meine Leibwäsche selbst (Bettwäsche gebe ich außer Haus) und mache mir der Billigkeit halber mein Abend- und Sonntagessen selbst. Bei meinem ausgeprägten Häuslichkeitssinn bin ich auch dankbar, daß ich mir Theater, Kino oder sonstige Vergnügungen nicht leisten kann, nicht unglücklich.“

Wir haben hier das typische Bild der alternden Frau, die ihr ganzes Leben lang schuften und sparen mußte und die sich nicht einmal dagegen auflehnt, daß sie trotz aller Plakerei nicht an all den Dingen teilnehmen darf, die anderen Menschen Selbstverständlichkeiten sind. Ganz im Gegensatz zu den Ausgaben für Theater und Konzert sind die Ausgaben für Sport und Ferienreisen verhältnismäßig hoch. Ein erfreuliches Zeichen dafür, daß Sport und Wandern immer mehr Lebensbedürfnis der breiten Massen werden, ja sogar solcher, die sich nicht gern zu den „Massen“ zählen wollen. Ueberraschend und geradezu erschreckend ist aber

die Bedürfnislosigkeit im Hinblick auf Bücher und Fortbildung.

Eine Angestellte mit einem Jahresnettoeinkommen von 4767 M., deren Ausgabeetat mit einem Ueberschuß von 300 M. abschließt, bucht unter der Rubrik „Fortbildung, Bücher, Zeitungen“ für das ganze Jahr 66 M. Wahrscheinlich geben eine ganze Reihe unserer Arbeiterjungens und -mädels mit weit weniger Einkommen sehr viel mehr für Bücher, Zeitungen und ihre eigene Fortbildung aus. Mit wenigen Ausnahmen, und zwar sind das oft gerade solche Buchführerinnen mit niedrigerem Einkommen, werden im Vergleich zu den anderen Ausgaben verschwindend geringe Beträge eingesetzt.

Eine ganze Reihe der Buchführerinnen unterstützen von ihrem schon nicht sehr hohem Gehalt Eltern und sonstige Angehörige — bei einigen beträgt die Unterstützung 10 Proz. des Gesamteinkommens. Sehr hoch ist

die Summe, die für Geschenke ausgegeben wird

und zwar bei fast allen Buchführerinnen — unabhängig von der Höhe des Einkommens. Hier zeigt sich wohl die Muttersehnsucht der alleinstehenden arbeitenden Frauen, die ihre Sehnsucht, für andere zu leben und anderen Freude zu machen,

nur dadurch zeigen können, daß sie Verwandte und Freunde bei allen möglichen Anlässen beschenken.

Anfangs wurde schon festgestellt, und auch der Bericht selbst betont es immer wieder, daß dieser kleine Ausschnitt natürlich nichts Endgültiges über eine bestimmte Menschenschicht aussagen kann. Er gibt aber doch wertvolle Hinweise, besonders wenn man die einzelnen Ausgabeposten miteinander vergleicht und diese wieder zum Gesamteinkommen in Beziehung setzt. Die Lebenshaltung, die Lohnverhältnisse der weiblichen Angestellten sind heute so, daß nur unter allergrößter Sparsamkeit ein einigermaßen erträgliches Leben geführt werden kann. Mehr noch als der männliche Angestellte ist

die Frau belastet mit anherberuflichen Arbeiten.

Nähen, Hausarbeit, Waschen usw. gehören für die meisten zu Selbst-

verständlichkeiten. Weder die Zeit noch das Geld noch die Aufnahmefähigkeit reichen für Bücher und Bildung, für Unterhaltung und Zerstreuung. Daß für die meisten von ihnen das Denken dann nicht so weit reicht, um ihre eigene Klassenlage zu erkennen und dort mitzukämpfen, wohin sie gehören, ist natürlich nicht verwunderlich. Unsere Aufgabe muß es sein, auch diese große Schicht der Arbeitnehmer zu wecken und für uns zu gewinnen und sie einzureihen in unsere gemeinsame Kampffront. Ganz besonders die Frauen, die weiblichen Angestellten selbst, die schon bei uns stehen, haben die Pflicht, ihre eigenen Kolleginnen aufzurütteln und aufzuklären und sich nicht abschrecken zu lassen von noch so großer Indolenz und Uninteressiertheit. Bei irgendeiner Gelegenheit wird es doch gelingen, auch diese Sklaven des Kapitalismus zum Erkennen ihrer Ketten zu bringen.

Herta Gottheif.

Politische Frauenarbeit.

Im bürgerlichen Männerurteil.

Der Internationale Frauenbund hat an „namhafte Männer“ die Rundfrage gerichtet, „was sie von der Tätigkeit der Frau im Leben der Öffentlichkeit halten“. Es haben 16 Männer von internationalem geistigen Rang und Ruf geantwortet. John H. Perry, Vorsitzender des Amerikanischen Presseverbandes, leitet das Recht der Frau zur politischen Mitbestimmung amerikanisch-realistisch von ihrer

eminent wichtigen Rolle im Wirtschaftsleben

ab. Ein Viertel bis ein Drittel — genauen Ausschluß wird erst die im kommenden Jahre fällige Volkszählung geben — der Frauen in U.S.A. sind heute im Erwerbsleben tätig, d. h. absolut etwa 13 bis 15 Millionen. Die Hälfte dieser Frauen arbeitet in Berufen, die Vorbildung und Intelligenz erfordern. Ausbildung, Beruf und selbst die Tätigkeit als Hausfrau und Mutter sind in Amerika beherrscht von der Zielsetzung, überall Höchstleistungen hervorzubringen. In dem seit zwei Jahrzehnten sich vollziehenden Eindringen der Frau in das Berufs- und öffentliche Leben ist ein Hauptgrund für den steigenden Wohlstand des Landes und einer allgemein besseren Schulbildung zu suchen. Perry anerkennt daher rückhaltlos die Behauptung der Frauenrechtlerinnen, „daß

der Verstand unabhängig ist vom Geschlecht“.

Für Großbritannien äußert sich der bekannte Politiker und Parlamentsabgeordnete Major John Hills, der sagt, daß „Frauen als Mithraserinnen der Geschichte des Landes wie der Geschäfte lokaler Körperschaften so mit dem englischen politischen System verwachsen sind, daß wir (die Männer) sie vermissen würden, wenn sie daraus verschwänden“. Die Frau habe sich in der ihr zuerst erschlossenen kommunalen Tätigkeit durchaus nicht in den als speziell „weiblich“ und „mütterlich“ gerühmten Tugenden bewährt, sondern als besonders

praktisch, energisch und zupackend“.

Sie lehrten die Allgemeinheit einzusehen, daß es ebenso lächerlich ist anzunehmen, Haus und Herd stünden im Mittelpunkt der Interessen aller Frauen, als zu meinen, alle Männer seien potentielle Napoleons.“ Hills hofft, daß die Zukunft „uns davon hüten wird, Probleme in „Männerfragen“ und „Frauenfragen“ einzuteilen“, da er an dem Vorhandensein solcher Sondergebiete zweifelt. „In der Politik besteht dieser Unterschied (der Geschlechter) nicht; im Bereiche dieser Sphäre sind Mann und Frau gleich, trotz aller Verschiedenheit. Zusammen nehmen sie teil an der Staatsleitung, und der Staat macht sich selbst ärmer, der sich nur auf einen von ihnen verläßt.“ Wiederholt betont Hills, daß die ausgezeichneten Leistungen der Frau in der Kommune ihre volle politische Gleichberechtigung wesentlich gefördert hat.

Für Irland würdigt mehr die berufliche und kulturelle Bedeutung der Frau Professor Wigham von der Universität Dublin, Mitglied des Ärztevereins von Irland. Er weist zunächst hin auf bedeutende Frauen, die die irländische Schauspielkunst, dramatische Dichtung und Theaterwesen befruchtet haben. Das Chirurgische Institut in Irland war die erste medizinische Bildungsstätte Großbritanniens, die Frauen zuließ und aus der berühmte weibliche Ärzte hervorgingen. Ein Krankenhaus und das einzige Kinderhospital in Dublin unterstehen ausschließlich weiblichem Arztpersonal, ebenfalls hat Irland bedeutende Reformistinnen der Krankenpflege aufzuweisen. Auf dem Gebiete der Wohlfahrt

haben Irlands Frauen gleichfalls viel geleistet. In Irland gibt es zurzeit

fünf weibliche Universitätsprofessoren.

Die erste Frau, die Irland in das englische Parlament wählte, war eine Abgeordnete von Sinn Fein, die gleich ihren männlichen Fraktionskollegen die Bedingung innehielt, sich aus nationaler Opposition nicht an den Arbeiten des Parlaments zu beteiligen. Heute ist eine Frau Mitglied der Deputiertenkammer Nordirlands, und im irischen Freistaat gibt es eine Frau im Unterhaus und Oberhaus. „Obwohl ein Anfang gemacht worden ist,“ so schließt Professor Wigham, „haben die Frauen Irlands noch nicht die staatsbürgerliche Stellung im Leben der Nation erlangt, deren sie bedürfen, um der Gemeinschaft die Dienste leisten zu können, deren sie fähig sind.“

Auf einen völlig anderen Ton ist der Beitrag von H. Berthelemy, Mitglied des Instituts Francais und Dekan der Universität Paris, gestimmt. Immer noch klingt trotz grundsätzlicher Anerkennung des Frauenstimmrechts jene einseitige Bewertung der

Frau als Geschlechtswesen

und die Unterschätzung ihrer logischen und staatsmännischen Eigenschaften durch seine Ausführungen, die bisher der Verwirklichung des Frauenstimmrechts in Frankreich im Wege standen. Er glaubt nicht, daß es unter den Frauen Staatsmänner gibt, und meint, daß zu den Geschlechtsunterschieden die mangelnde Eignung der Frau gehöre, gewisse Arten der Energie erforderliche Funktionen auszuüben. Die Frau sei daher zur Erzieherin der Menschheit berufen, aber nicht zur Staatenlenkerin. „Die Männer, welche als die Stärksten sich die Herrschaft aneigneten, haben sich auf Grund ihrer Fähigkeiten darin behauptet.“ Es erstaunt bei diesem Urteil, das in einem Lande ohne Frauenstimmrecht doch nur auf Annahme und Vorurteil beruhen, aber nicht aus praktischer Erfahrung gewonnen sein kann, einerseits der Gegensatz zu dem aus solcher Erfahrung geschöpften englischen Urteil, andererseits die bei einem Manne mit geschichtlicher Bildung merkwürdige Ignorierung der staatsmännischen Leistungen herrschender Frauen. Seine Begründungen für das Frauenstimmrecht entspringen einer im Grunde aristokratischen und männerrechtlichen Auffassung: wenn einerseits die Demokratie den breiten Massen einschließlich der Unfähigen Teilnahme an der Staatsgewalt gewährt, ist es „unvernünftig“ und „verächtlich“, sie den Frauen vorzuenthalten. Und ferner hält Berthelemy es für unhaltbar, daß in einem Land, das auf den Familiensinn seiner Bevölkerung so stolz ist, die Stimme der Mutter und der Ehefrau — die unverheiratete Frau zählt anscheinend nicht mit — in der öffentlichen Meinung nichts gilt. Angefichts so fragwürdiger Begründungen, die indessen für Frankreich charakteristisch sind, sollte die Frauenbewegung sich auch vor ihren „Freunden“ hüten.

Aus den Äußerungen der Männer in skandinavischen Ländern klingt eine tiefe, warm empfundene Wertschätzung der Frau und ihrer Leistungen. Elmquist, Generalgouverneur von Stockholm, schreibt, daß ihm in der kommunalen Tätigkeit stets der besondere Ehrgeiz, die Tüchtigkeit, Klugheit und das Interesse seiner weiblichen Mitarbeiter bei zum Teil recht schwierigen Aufgaben aufgefallen sei, während Lindhagen, Bürgermeister der Stadt Stockholm, den erfolgreichen Kampf der schwedischen Frauen um gesetzliche, berufliche und zivilrechtliche Gleichberechtigung rühmt, dem aber jetzt ein gewisses Nachlassen und männliche Reaktion, besonders im Berufsleben, gefolgt sind. Als dritte Stimme

aus Schweden läßt sich die von G. H. von Koch vernehmen, eines hohen Beamten im Sozialministerium, der die hervorragenden Leistungen der schwedischen Frauen von der heiligen Birgitta im 14. Jahrhundert an bis in die Gegenwart, wo durch die Gleichberechtigung ein neuer Aufschwung geschaffen wurde, auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege rühmt. Er hofft, daß der

falsche Mangel an Selbstvertrauen

nicht länger befähigte und unentbehrliche Frauenkräfte von dieser Arbeit zurückhalten wird. Von menschlich warmem Respekt für die Frau sind die kurzen Worte des früheren dänischen Premierministers Zahle getragen. Er hebt hervor, daß die Folge des 1915 gegebenen Frauenstimmrechts gleiches Gehalt der Beamtinnen und Zulassung der Frauen zu fast allen Beamtenstellungen war, ferner die völlige Gleichstellung der Frau im Eherecht. „Es gibt in meinem Herzen keine Falte,“ so sagt Zahle, „in der sich auch nur der Schatten eines Zweifels versteckt, ob man der Frau dasselbe Recht geben sollte wie dem Mann, an der Leitung aller öffentlichen Angelegenheiten teilzunehmen.“ Ueber Finnland berichtet Dr. Virkkunen, Präsident des finnischen Reichstags, daß seit 1906, als den finnischen Frauen das Wahlrecht gegeben wurde, immer eine beachtliche Zahl von Frauen, bis zu 26 = 10 Proz. der Abgeordneten, im Reichstag vertreten war. Die Zahl der Parlamentarierinnen war bei den Sozialisten am höchsten, während die Kommunisten keine Frau ins Parlament sandten. Die weiblichen Abgeordneten sind ihrer Aufgabe „mit Würde und Sachkenntnis gerecht“ geworden. Von Skandinavien nach Holland leitet über der Bericht von Dr. jur. Simons, Professor an der Universität Utrecht, der besonders

die wissenschaftlichen Leistungen

der Frauen seines Landes behandelt. Die Zahl der Studentinnen in Holland beträgt rund 1450 gegenüber rund 5600 Studenten, die bevorzugten Fächer sind Literatur, Philosophie und Naturwissenschaften. In der Medizin wirken drei weibliche Universitätslehrer, in der naturwissenschaftlichen Fakultät gibt es zwei weibliche Professoren und zwei bedeutende Forscherinnen. Siwons hält aber an der biologisch-psychologischen Verschiedenheit der Geschlechter fest und weicht der selbstgestellten Frage, ob wir je einen weiblichen Newton haben werden, vorsichtig aus. Immerhin bekennt er, daß die ungehinderte Zulassung der Frau zu allen wissenschaftlichen Berufen nur zum Vorteil der Wissenschaft ist. Gleichfalls vom Berufsstandpunkt aus behandelt La Fontaine, Vizepräsident des belgischen Senats, der schon vor 40 Jahren zu den Begründern der Belgischen Liga für Frauenrechte gehörte, die ihm gestellte Frage. Das Kommunalwahlrecht für Frauen hat eine ganze Anzahl von ihnen in die Gemeindeverwaltungen gebracht, wo sie „diese Funktionen zu offensichtlicher Zufriedenheit ihrer Kollegen ausüben“. Wiederum eine ganz andere Weise ertönt aus der Tschekoslowakei, aus dem der greise Präsident der Republik, Masaryk, die Antwort sendet. Er freut sich, seinen „Glauben an die Zusammenarbeit von Mann und Frau in den Fragen des öffentlichen Lebens zu bekennen“. Als Erfahrung eines langen Lebens daheim und in anderen Ländern stellt er fest: „Ich kann nicht finden, daß die Männer den Frauen überlegen sind, weder in intellektueller, sittlicher, noch körperlicher Beziehung.“ Die Frau konnte allein wegen ihrer Mutterschaftsfunktion nicht Soldat werden, und da der Krieger bisher die Geschicke der Völker entschied, war sie machtpolitisch ausgeschaltet.

In demselben Maße wie der Krieg seine Bedeutung verliert, wächst die politische Bedeutung der Frau.

Masaryk würdigt die Schwere und Nervenanspannung weiblicher Berufe, wie der Kindergärtnerin, der Lehrerin, der Stenographin, Telegraphin, Telephonistin, Krankenpflegerin und vor allem der Mutter. Er vergleicht die achtfündige Berufsarbeit des Mannes mit den Pflichten einer Mutter mehrerer Kinder, — ein Vergleich, der wahrlich nicht zugunsten des Mannes ausfällt, um zum Schluß zu bekräftigen, „daß die Forderungen der Frauen, den Männern gleichgestellt zu werden, berechtigt sind.“ Aus Rumänien antwortet Dr. Costinesco, Bürgermeister von Bukarest. Durch das Gesetz von 1926 können Frauen durch Kooptierung seitens der männlichen Mitglieder Stadtverordnete und Gemeindevertreter werden. „Wir haben allen Grund, uns zu den Ergebnissen zu beglückwünschen. Die Teilnahme von Frauen hat die Beratungen auf ein höheres Niveau gehoben, und die Diskussionen sind heute von mehr Höflichkeit, Selbstbeherrschung und Würde geprägt als zuvor,“ so urteilt Costinesco für Bukarest aus eigener Erfahrung. Richt allein war die Haltung der neun weiblichen Mitglieder menschlich vorbildlich, sondern sie besaßen auch die gleiche Sachkenntnis wie die Männer, und zwar nicht nur in Wohlfahrtsfragen. Trotzdem ist Costinesco recht vorsichtig, wenn er — echt männlich und bürgerlich — „bestimmten Frauen, die durch ihre Stellung besonderen Anspruch darauf haben,“ auch das politische Wahlrecht gewähren will.

Als letzter kommt der einflußreiche indische Journalist Ghose zu Wort, der die Bestrebungen der Frau, öffentlichen Einfluß zu gewinnen, in Beziehung setzt mit der geachteten Stellung der Familienmutter der indischen Großfamilie, die „innerhalb ihrer eigenen Sphäre einen gar nicht zu bemessenden Einfluß ausübte“. In Bengalen erreichten die Frauen bald nach dem Einsetzen der Frauenbewegung eine bessere Mädchenbildung, von der sich selbst Brahmanentöchter nicht ausschließen. Das medizinische und später auch das juristische Studium wurde ihnen erschlossen. Besonders vorbildlich ist heute die Provinz Madras, wo akademisch gebildete Inderinnen sich sozial und politisch betätigen und eine Frau Vizepräsident der Gesetzgebenden Versammlung ist. Die indischen Frauen wenden sich besonders der Abschaffung des Burdah, der Kinderheiraten, der Kinderwitwenchaft und der Erhöhung des Schulalters zu. In solchen Fragen gehen sogar indische Frauen mit englischen zusammen in einer Frauenvereinigung, dem „Jungen Bunde“. Im übrigen ist die indische Frauenbewegung ein Teil der großen indischen Freiheitsbewegung des Mahatma Gandhi.

Wohnheime für berufstätige Mütter.

Ein Fluch begleitet das Leben der verantwortungsbewußten alleinstehenden Mutter, die ihr Kind bei sich hat. Er steht über ihrem Wege, weil sie, die kein Zuhause, keine Familie hat, die sich ihrer annimmt, das tut, was ihr Muttergefühl von ihr fordert, weil sie mit ihrem Kinde zusammenbleibt.

Städtische Verwaltung, städtische Mittel, Säuglingsheime, Pflegefrauen, alle stehen hilfsbereit, um die Trennung der Mutter von ihrem Kinde zu ermöglichen. Aber wenn sie ihr schweres Schicksal auf sich nehmen und ihrem wuterlosen Kinde die Mutter erhalten will, versagen öffentliche Jugendhilfe wie freie Wohlfahrtspflege. Hilfsmittel, um der arbeitenden Mutter das Zusammenbleiben mit dem Kinde zu ermöglichen, stehen nicht zur Verfügung.

Jede gesund empfindende Mutter will ihr Kind behalten, unnatürlich ist es, sie zu trennen. Und doch müssen wir heute jeder Mutter, die sich auf nichts anderes als auf ihre eigene Kraft stützen kann, abraten, länger als sechs Wochen mit ihm zusammen zu bleiben. Nach längerem Miteinander ist das Loslösen um so schwerer. Entweder wird sie, wenn sie nicht frühzeitig die Trennung vollzogen hat, die Erziehung des Kindes in der Pflegefamilie fördern, oder sie wird sich überhaupt nicht mehr trennen. Und das ist der Ausgang ihrer Tragödie. Sie wandert mit dem Kind in Stadt und Land umher. Familien, die sie in Stellung nehmen, empfinden bald das Kind als Last. Wirtinnen, bei denen sie Unterkunft findet, stellen Anforderungen, die sie nicht lange erfüllen kann. So ist sie nirgends zu Hause. Frühzeitig verzehrt sich ihre Kraft, zum kümmerlichen freudlosen Aufwachen ist das Kind verurteilt.

Wie ist solcher Not zu begegnen?

Alle Versuche, erwerbstätige Mütter mit ihren Kindern dauernd in Heimen zusammenzuhalten, sind bisher gescheitert. Nicht immer und nicht allein an der Unzulänglichkeit der Leitung. Vor allen Dingen fehlten und fehlen noch heute geeignete Räumlichkeiten. Uns hat ein derartiger Versuch gezeigt, wie verkehrt es ist, verschiedene Frauen, die tagsüber Arbeit — noch dazu Großstadtarbeit — leisten, in einem Raum zusammen wohnen zu lassen. Heime müssen geschaffen werden, in denen jede Mutter, wenn sie abends von der Arbeit kommt, im eigenen stillen Winkel ihr Kind bei sich haben kann. Arbeiterinnenheim, Wohnheime für berufstätige Frauen sollten mit weitgehender Unterstützung des Staates errichtet werden. Wohlfahrtsverbänden, die daran gehen, das Werk zu fördern, sollte die Not der alleinstehenden Mutter und ihres Kindes als zwingende Forderung vor Augen treten. Unabweisbare Pflicht wird es sein, diesen Heimen Pflegestätten anzugliedern, in denen die arbeitende Mutter ihr Kind tagsüber in treuer Obhut weiß.

Margarete Groß,

Leiterin der Austunftsstelle des Bundes für Muttererholung.

„Der Mann, der seine Frau ernährt . . .“ In den unter diesem Titel erschienenen Ausführungen gehen uns noch sorgfältigst Zuschriften zu, so daß wir erst in der nächsten Nummer der „Frauenstimme“ zusammenfassend über die Stellungnahme aus dem Leserkreis berichten können.

Frauen als Leiterinnen von Kunstinstituten. Das finnische Volkstheater in Helsingfors steht unter Leitung der berühmten schwedischen Schauspielerin Mia Backmann, die in Berlin, Paris und Wien studiert hat. Besonders gerühmt wird der vorzügliche Spielplan, den sie zusammenzustellen versteht. — In Paris leitet eine Frau, Lola Bosson, das dortige Philharmonische Orchester als Generalmusikdirektor. Sie dürfte die einzige Frau sein, die eine derartige Stellung bekleidet.

Frikel und Friedrich.

„Frikel“ hatte ein glattes, schwarzes Fell und braune Abzeichen und konnte mit etwas gutem Willen als ein Terrier bezeichnet werden. Von allen vier Tanten war keine auf die perverse Idee gekommen, sich Kinder anzuschaffen. Als Ersatz hatte sich jede einen Hund zugelegt. „Heulemeier“ war eigentlich eine Sie, ein langer Bastarddeckel. Er triegle es fertig, einen ganzen Sonntagnachmittag lang stein- und beinerweichende Arien zu singen, wenn Tante ihn allein gelassen hatte. „Nelly“ gehörte meiner jüngsten Tante und war ein durchtriebener Bastardterrier, und „Bobbi“ war die Schönheit der Familie, ein winziger Zwergschpinner, mit langen, unkopierten Ohren. Der einzige Mann in der Familie war Frikel, und er wußte, was er dieser Stellung schuldig war. Nicht von wegen der Alimentenrechnung; denn Bobbi schied als streng bewachtes Jungferlein von Anfang an aus; „Mäuschen Heulemeier“ war eine alte Jungfer, die einen gut gebauten Hundejüngling unmöglich mehr reizen konnte, und nur der Nelly war es einmal gelungen, ihn zu verführen — wenigstens behauptete sein „Frauchen“, daß Nelly diesmal das Karnickel sei, das angefangen habe: Frikel, der brave Hund, sei unschuldig gewesen.

Freilich: außerhalb der engeren „Familie“ war Frikel als großer Don Juan verschrien, und wenn man den Straßennachbarn glauben wollte, war er der Vater aller jungen Hunde, die in einem Umkreis von zwei Kilometern das Licht der Welt erblickten; Mitvater zumindest. In den kritischen Wochen des Jahres kam Frikel alle acht Tage einmal zu Hause. Das hatte er sich besonders seit der Zeit angewöhnt, seit die Tante dem Nachtwächter kein Trintgeld mehr dafür zahlte, daß er dem Hunde, der zu nachmittäglicher Stunde vorm Haus stand, das Haus aufschloß. Da hörte eines Nachts, nachdem Frikel schon wieder drei Tage ausgeblieben war, Tante auf dem Flur ein leises Bellen, mit dem Frikel immer seine Heimkehr anzeigte — dann ein lautes, schmerzliches Aufjaulen — dann war alles still.

Tante drehte sich beruhigt im Bett herum: Hatte der Frikel doch wieder mal eine gutmütige Seele gefunden, die ihn ins Haus ließ; und wahrscheinlich hatte man ihn in der Dunkelheit auf die Pfoten getreten. Na, jedenfalls war er nun vor dem schlechten Wetter, einem wirklichen Hundewetter, geborgen. Aufstehen — aufstehen brauchte sie drum nicht. Freilich würde sie ihn morgen ganz früh reinlassen, noch eh der Bäcker kam.

Und eh der Bäcker kam, machte Tante die Tür auf. Wirklich, da lag der Hund. Aber er machte merkwürdigerweise gar keine Miene, so wie sonst an Frauchen hochzuspriegen. Und als sie sich bückte, um ihn am Halsband mit einer großen Schelltrede in die Wohnung hereinzuziehen, schrie er leise auf. Jetzt erst sah Tante, daß der anscheinend kranke Frikel neben einem Paket lag, das in ein dunkles Tuch gewickelt war. Neugierig zog sie mit spitzen Fingern an einem Band, daß das Paket umhüllte. Da fuhr sie zurück. Aus dem Paket klang auch ein leises Wimmern. Das Tuch fiel zur Seite und eine winzige kleine Faust kam zum Vorschein. Mühsam drehte Frikel sich herum und seine rote Zunge leckte über die kleine Hand. Tante schrie vor Ueberraschung laut auf und ihr Schrei lockte schnell die Hausbewohner herbei.

Na, so was! Das wurde einem auch nicht alle Tage geboten! Eine Kindesaussetzung! In schönes Frauenzimmer mußte das sein — so'n armes Kind — einfach auf die Treppe! Schnell bildete sich ein Diskutierklub. Aber als eine der Frauen versuchte, das Bündel hochzunehmen, knurrte Frikel sie mit gefletschten Zähnen an. Nur Tante durfte das Paketchen aufnehmen und mit ihm zusammen hereintragen.

Nun lagen sie beide auf dem Sofa. Eine schöne Bescherung! Denn weil Frikel bei jeder Berührung leise auffaute, hatte Tante den Tierarzt rufen lassen, und der konstatierte, daß irgendein roher Mensch dem Tier drei Rippen eingetreten haben mußte. Wahrscheinlich war die Anwesenheit des bellenden Hundes demjenigen, der das Kind aussetzte, hinderlich gewesen, und er hatte das Tier mit einem Fußtritt zum Schweigen gebracht. Frikel erhielt die beste Pflege, natürlich, wie es sich für den einzigen Hund schickte. Es schien, als solle er genesen. Da gab es nach einmal einen tollen Auftritt. Als das kleine, fremde Kind von den Beauftragten des Waisenhauses geholt werden sollte. Tante hatte es schon zwei Tage behalten: Mehr konnte sie doch nicht, nicht wahr, denn der tranke Hund mußte doch seine Pflege haben! Als Tante das kleine, jetzt in sauberes Leinen gewickelte Bündel vom Sofa dem Beamten herüberreichte, sah Frikel mißtrauisch zusehend zu ihnen herüber. Als der sich aber der Tür näherte und Miene machte, das Zimmer zu verlassen, sprang Frikel trotz aller Bandagen vom Sofa, um unten mit einem Wehgeschrei zusammenzubrechen. Tante warf sich jammern über ihr Frikel, der

jaulend am Boden lag, bis der Beamte hinausgegangen war. Mit tröstenden Worten strich sie ihm über den schwarzen Kopf; dann legte sie ihn wieder in sein weiches Sofa.

Als am Nachmittag der Tierarzt wiederkam, machte er ein bedenkliches Gesicht. „Ich weiß nicht, Frau Kellert, ob wir den Hund wieder hochlegen. Er fiebert und hat anscheinend eine Lungenerkrankung. Er hat doch schön still gelegen?“ Tante nickte mit unterdrücktem Schluchzen. Alles würde sie tun, was für den Hund notwendig war, und wen sie ihn jetzt die ganze Nacht auf dem Schoß halten sollte.

Es war nicht mehr viel Pflege nötig: Am dritten Tag war Frikel tot. Und damit ist die Geschichte aus.

Nein, — doch noch nicht ganz. Einen Monat später kam eine Anfrage vom Waisenhaus über die näheren Umstände der Aufzucht des Kindes Friedrich Georg Koch — und ob vielleicht sich im Hause jemand bereitklären würde, den kleinen Friedrich, der jetzt ein rundes, hübsches Kind sei, in Pflege oder als eigenes aufzunehmen. Tante saß nachdenklich über dem Stück Papier. „D — Friedrich — wie unser Frikel . . .“ Aber dann verschloß sich ihr Gesicht. Man konnte doch nicht allen armen Hascherln helfen. Und außerdem hatte sie ihre Not so wie so: Der Peter, Frikels Nachfolger, ein schöner schwarzer Kater, sollte morgen kastriert werden. Danach bleiben die Kater viel haustreuer, hatte die Frau Greisbuber ihr angeraten. Und wo der Peter überhaupt noch nicht richtig stubenrein war — also da konnte sie sich doch unmöglich mit fremden Kindern abgeben!

Und alle Kränzschwestern, denen sie von dem Brief erzählte, fanden das auch. Hanna Mann.

Zwanzig Jahre im Hause.

Rodrigo y Banca, seines Zeichens biederer Uhrmachermeister in Sevilla in Spanien, hat vor etwa zwei Jahrzehnten mit seiner treuen Ehegährtin eine ziemlich eng gebaute Wohnung bezogen. Kurze Zeit darauf verwickelte sich der Spanier in eine Bendetta-Angelegenheit, bei der die südlichen Völker bekanntlich keinen Spaß verstehen. Rodrigo liebte aber das Leben, und hatte keine Lust, ins Jenseits befördert zu werden. Er hat sich auf eine recht bequeme Weise, indem er beschloß, die Wohnung nie wieder zu verlassen. Bis vor kurzem hatte er sein Vorhaben konsequent durchgeführt, sah jahrein, jahraus vor seinem Arbeitstisch, und ging fleißig seinem Beruf nach. Die Bedienung der Kunden, Einkäufe und anderes mehr, mit einem Wort, den gesamten Haushalten, besorgte seine Frau. Wenn ein Mensch überhaupt keine Bewegung macht, wird er zwangsläufig dick. Wenn er sich längere Zeit nicht vom Fleck rührt, wird er noch dicker. Und wenn sein Siskfleisch jahrzehntelange Ausmaße annimmt, wird er am dicksten. So auch der wackere Rodrigo, der in den verfloffenen zwanzig Jahren eine Körperfülle erreichte, die alle Rekorde schlagen dürfte. Alles ging gut, bis er nun vor kurzem nach dem Rathaus befohlen wurde. Er wollte der Vorladung Folge leisten, war aber außerstande, die Wohnungstür zu passieren, denn er selbst war mindestens zweimal so breit. Man mußte einen Maurer holen und einen beträchtlichen Teil der Mauer abreißen lassen; erst so gelang es, dem ängstlichen Manne mit dem Rekord-Siskfleisch, die seit zwanzig Jahren nicht mehr benutzte Straße zu betreten.

Freibier für Krankenkassenvertreter. Anlässlich der Thüringer Krankenkassentagung ließ, wie „Der abstinenten Arbeiter“ mitteilt, die Firma Zeiß Vorträge über Herstellung der Brillen halten. Um das Interesse dafür zu wecken, stiftete sie jedem Teilnehmer einen Gutschein über 5 Glas Bier, 5 Kannen Weißbier, ein Rostbrätchen und eine Rostbratwurst. Schlimm, daß die Firma, die einst der Volksfreund Abbe geleitet hat, auf solche Mittel der Volksbeglückung heruntergestiegen ist. Schlimmer noch, daß sich „Kassenbewusste Arbeiter“ finden, die eine solche Abfütterung und gar solches Saufgelage sich spenden lassen. Wie tief doch der Spießher noch so vielen Arbeitern und Arbeitsvertrauensmännern in den Knochen sitzt!

Villy-Lehmann-Anekdote. Die vor kurzem verstorbene Sängerin war nicht nur mit ihren Leistungen auf Podium und Bühne berühmt. Sie verstand zu singen, aber sie verstand auch grob zu sein. Gut zu singen und gut grob zu sein. Bringt ihr da eines Tages ein junger Dichter seine Lyrik. Einen ganzen Band. Villy Lehmann soll ihn begutachten. Villy Lehmann sagt zu. — Drei Tage später will sich der Lyriker Bescheid holen. Und bekommt ihn auch. Im Garten, wo Villy Lehmann gerade seine Gedichte liest. „Oh,“ lächelt der Junge geschmeichelt, „unter Blumen lesen Sie meine Lieder!“ „Gewiß,“ sagt Villy Lehmann, „Ihr Buch kann man überhaupt nur unter Blumen lesen, da fallen die Stillblüten nicht so auf!“